Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 32

Artikel: Licht und Schatten

Autor: Risshaupt, Jenny

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642016

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

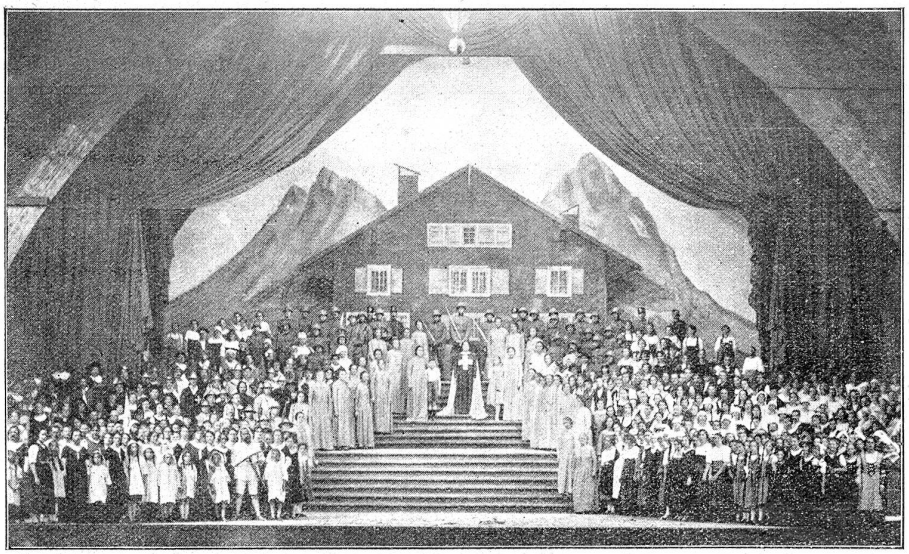
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Vom Aarauer Festspiel (Schlussbild) (Text von Cäsar von Arx, Musik von Werner Wehrli.)

Mittag verstummte auf eine Weile der Waffenlärm, um dann schlags 1/2 2 Uhr mit Wucht wieder einzusetzen. Das gab dem Fest die Note zielbewußter, straffer Arbeit und schweizerischer Mannestüchtigkeit. Hinter jedem Schützen stand gleichsam der Entschluß, seinen Mann zu stellen, nicht nur hier am Fest, sondern auch im Leben, im Beruf, im Vaterland.

Die Schweiz ist zwar bei den internationalen Matchs von den Amerikanern in die zweite Linie gedrängt worden, aber in keinem Lande der Welt, auch in Amerika nicht, wird man auf verhältnismäßig kleinem Raum so viele gute Schützen finden. Die Schießresultate in Aarau bewiesen das täglich aufs neue. Und daß dem Verdienst hier auch ein Erfolg winkte, dafür sorgten der prächtig ausgestattete Gabentempel und eine Ehrengabenliste, die auch ihrerseits wieder einen Rekord darstellte. So wird mancher Schütze ein bleibendes, schönes Andenken von Aarau mit nach Hause genommen haben, das den Festtrubel überdauert.

Was hat das Fest sonst noch von bleibendem Wert hinterlassen? Da ist zunächst der ideale Gewinn, der sich nicht in Worten oder Ziffern ausdrücken läßt: Das gegenseitige Sichverstehen, Sichwiederfinden, die Stärkung des schweizerischen Nationalgefühls. Daß dieses Gefühl nie in öden Chauvinismus ausartet, davor schützt uns schon unsere Kleinheit. Ein guter Schweizer fühlt nicht nur schweizerisch, sondern auch menschlich. Er, der so verschiedene Nationen friedlich bei sich vereinigt sieht, weiß nichts von Nationalitätenhaß und jenem Streben, das der Urquell alles Glücks und alles Krieges ist: Sich auf Kosten seiner Nachbarn zu stärken und zu bereichern.

Wenn ein Schein von diesem Brüderlichkeitsgefühl hinausdringen könnte über unsere Landesgrenzen und den trüben, über Europa lastenden Himmel aufzuhellen vermöchte, so wäre das die größte Errungenschaft unseres Festes.

Geblieben ist auch der schöne Monumentalbrunnen mit seinen zwei Schweizer-Kraftgestalten, den der Schweizerische Schützenverein der Stadt Aarau geschenkt hat. Man mag ja im einzelnen das und jenes daran kritisieren — der Sockel ist vielleicht etwas zu klein zu den überlebensgroßen Figuren, die Gesichter derselben etwas zu scharf herausmodelliert — aber der Gesamteindruck ist ein vorzüglicher. Man mag das Denkmal betrachten, von welcher Seite man will, es wirkt immer gleich vornehm und groß. So darf man sich über dieses Werk des Sempacher Bildhauers Schweizer von Herzen freuen.

Von bleibendem Werte ist auch das Hüttenfestspiel von Cäsar von Arx. Man ist sonst gewohnt, von Festspielen, und speziell von Hüttenfestspielen, geringschätzig zu urteilen, sie als Eintagsfliegen zu betrachten, die nach kurzem, blendendem Scheindasein rettungslos wieder in der Versenkung verschwinden. Das dürfte bei „den Schweizern" von Arx's nicht der Fall sein, denn dieses Werk ist nicht nur mit dem Verstande, und zwar dramatisch geschultem Verstande, geschrieben, sondern mit dem Herzen. Darum ging es auch zu Herzen, darum wirkte es so tief und unmittelbar auf den Hörer ein. Wäre es sonst möglich, daß eine Zuschauermasse von über 6000 Personen immer wieder in atemloser Stille zwei Stunden lang ohne jede Unterbrechung dem Spiele hätte lauschen können? Daran ist nicht nur der Stoff, diese Schweizergeschichte in lebenden Bildern, schuld, oder die Sprache, die in knappster, präzisester Form ausdrückt, was jeder empfindet, auch nicht die Meister-Regie, die hier Szenen von überwältigender Wucht geschaffen hat, oder die prächtige, von Werner Wehrli, dem jungen Aarauer Komponisten dem Stück auf den Leib geschriebene Musik, sondern das alles zusammen. Das ganze Werk ist nach Aufbau und Darstellung aus einem Guß. Darum packte es nicht nur den Kunstverständigen, sondern auch den einfachen Mann aus dem Volke. G. F.

Licht und Schatten.

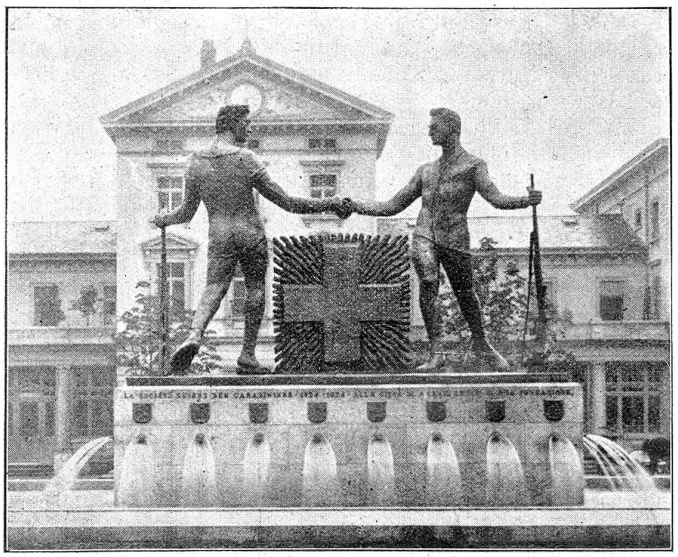
Skizze von Jenny Ritzhaupt.

Margarete Andersen stand auf und zog sich schnell an. Es war noch früh am Tage und sie versuchte, sich bei sehr mangelhafter Beleuchtung zu kämmen. Ihre Freundin lag noch warm eingepackt im Bett und gähnte und meinte, daß sich so kein anständiger Mensch ordentlich anziehen könne.

„Ich kann es", sagte Margarete ruhig und Ulla dachte: „Darum siehst du auch so aus."

Endlich stand sie selbst auf. Ihre Freundin war schon fertig und im Fortgehen begriffen. „Du wirst zu spät kommen, — wie immer!" sagte sie noch im Hinausgehen.

„Was schadet das", dachte Ulla, „es sagt mir ja doch keiner ein Wort. Sie mögen mich alle gut leiden! Ich bin Herrengeschmack."



Das Schützendenkmal in Aarau. (Von Bildhauer Schweizer, Sempach.)

Sie bürstete sich vor dem Spiegel die Fülle ihres rostroten Haares und dachte, daß sie niemals leben würde wie Margerete lebte. Sie wollte etwas von ihrem Leben haben. War es nicht schon traurig genug, daß sie ins Kontor gehen und sich ihr Brot verdienen mußte?

Endlich hatte sie sich voll Sorgfalt angezogen. Das halsfreie dunkelblaue Kleid mit den kurzen engen Aermelchen, aus denen ihre vollen weißen Arme herrlich hervorwuchsen, stand ihr vortrefflich, der kleine weiche, braune Hut, der sich keck in die sich bauschende Haarfülle schmiegte, gab ihr eine besondere Note. Bei Margarete schienen die Kleider nur da zu sein um zu wärmen und zu bedecken, bei Ulla aber um einen frohen und schönen Anblick zu gewähren.

Mancher Blick aus Männeraugen folgte ihr, wenn sie auf der Straße leicht wiegend dahin schritt. Im Kontor lächelten ihr alle zu. Kein Tadel traf sie wegen ihrer ständigen Unpünktlichkeit. Es wäre auch nichts imstande gewesen, Ullas strahlend frohe Laune zu trüben, mit der sie sich alle Herzen eroberte.

Am Abend stand sie in bester Stimmung vor dem einfachen kleinen Spiegel in ihrem möblierten Zimmer und kleidete sich für ein Tanzfest an. Ihr Kleid war ganz einfach, aber sie verschönte es durch eine tiefrote Blume am Gürtelschluß.

Margarete saß am Tisch unter der halbdunklen Gaslampe und stopfte Strümpfe und Wäsche. Sie sah kaum auf und zog unablässig Faden um Faden.

Ulla flatterte davon und sah aus wie ein duftiges Frühlingswölkchen. Den frohen Abend brauchte man ihr nicht zu wünschen, sie trug ihn in sich. Draußen traf sie ihren Herrn, der ihren weißen Nacken mit heißen Blicken streifte und der diesem Abend froh und erwartungsvoll wie sie entgegenging.

Bis tief in die Nacht hinein hat Ulla getanzt, getanzt, getanzt und geküßt, geküßt, geküßt mit verlangenden, warmen, jungen Lippen. Seite an Seite ist sie dann mit dem Herrn nach Hause gegangen und oben am Himmel flammten die Sterne nicht leuchtender als in ihrem Herzen die Liebe erwacht war.

Margarete aber saß zu Hause, nähte und stopfte Strümpfe. Und während sie Faden um Faden zog, dachte sie, daß sie eigentlich beide dasselbe Schicksal hätten, Ulla und sie. Und doch wie verschieden trugen sie es und nutzten sie es aus.

Und ganz allmählich wurde es ihr klar, daß es Menschen gibt, die in der Arbeit allein ihr Glück und ihren Frieden finden und wieder andere, die die Mühseligkeit der Arbeit lachend von sich schütteln, um sich zu Licht und Freude zu erheben.

Und sie dachte unter stillem Seufzen, daß Ulla das Licht und sie der Schatten sei.

Die Wiedereinbürgerung des Steinbocks in den Schweizeralpen.

Motto: „Raum für alle hat die Erde."

In den Nummern 39—41 des letzten Jahrganges der „Berner Woche" hat Professor Schweder in einem lesenswerten Aufsatz die vielen Gründe namhaft gemacht, die an der Ausrottung so manchen Lebewesens schuld sind. Sie treffen größtenteils auch für den Steinbock zu, der leider zu diesen ausgerotteten Tieren gezählt werden muß. Er ist früher in unsern Alpen nach zahlreichen Funden und vielen geschichtlichen Berichten allgemein verbreitet gewesen, sogar in den Voralpen. So muß er z. B. im 10. Jahrhundert in der Gegend von St. Gallen recht häufig vorgekommen sein, wie aus dem Speisezettel des Klosters hervorgeht. Auch im 15. Jahrhundert war er noch so ziemlich auf allen Schweizergebirgen zu treffen, während im 16. Jahrhundert Konrad Geßner nur noch die höchsten Gebirge als Steinbockstandorte bezeichnet. Um diese Zeit muß also der Rückgang eingesetzt haben. Im Jahre 1550 wurde im Kanton Glarus am Glärnisch der letzte Steinbock geschossen. Ungefähr um die gleiche Zeit wurde er auf den Schwyzerbergen endgültig ausgerottet. Mit dem 1583 auf Prosa erlegten Tiere verschwand der Steinbock auch aus dem Urner- und Gotthardgebiet. Länger hat er sich wohl im Berner Oberland zu halten vermocht. Wir besitzen hierüber zwar keine verbürgten Nachrichten, doch nennt die Walsersche Chronik von 1770 sein Vorkommen im Berner Oberland, allerdings ohne besondere Standorte namhaft zu machen. Am längsten hat sich der Steinbock unzweifelhaft im Wallis und im Kanton Graubünden gehalten. Man nimmt indes auch an, daß das Tier im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts aus Alt Fry Rätien so ziemlich verdrängt war. Für die frühere große Verbreitung in Bünden spricht entschieden der Umstand, daß der Steinbock das Wappentier des Gotteshausbundes, der Hauptstadt Chur, der Gemeinde Zernez und verschiedener alteingesessener Familien war. Im 16. Jahrhundert werden in Bünden als Standorte nur noch die hohen Gebirge des Oberengadins, von Rheinwald, Cleven, Bergell und Vals genannt. Im Wallis ist nach Tschudi („Tierleben der Alpenwelt") der letzte Steinbock um 1809 geschossen worden. Zwar hat der piemontesische Jäger Caillet von Salvent im Aostatal im Jahre 1820 in der Nähe der Schweizergrenze noch ein junges Tier geschossen, doch darf man trotzdem das Jahr 1809 als das Jahr der gänzlichen Ausrottung des Steinbocks in den Schweizeralpen ansehen. Aehnlich wie in der Schweiz ging es dem Fahlwild auch anderwärts.

Die Gründe, die zur Ausrottung des Steinbocks in der Schweiz führten, seien nur ganz kurz erwähnt. Nicht eine Degeneration des Tieres, wie vielfach gerne glaubhaft gemacht wird, ist schuld, wohl aber zum großen Teil die Einschränkung des Wohngebietes durch die Menschen. Der Alpensteinbock hält sich am liebsten an der oberen Waldgrenze auf, in der Nähe des Legföhrengürtels, in Gebieten, wo Felsennischen und überhängende Blöcke sind, wo die Tiere ganz ungestört und unbelästigt leben können. Früher war der Steinbock hier denn auch ziemlich ungestört, mit der fortschreitenden Besiedlung der Gebirgstäler nicht mehr. Das Fahlwild ist aber gegen menschliche Beunruhigung außerordentlich empfindlich, wittert den Menschen viel weiter als die Gemse. So wurde der Steinbock immer höher hinauf getrieben. Lawinen und Steinschläge mögen in diesen höheren Regionen auch ungleich schädlicher gewirkt haben. Die Hauptursache bildet aber entschieden die menschliche Verfolgung, aus Jagdlust und abergläubischer Dummheit. In einer alten Chronik heißt es: „Dann als die hanndpuxen aufkuminen sein, hat man angefanngen, damit die Steinpöck zu schießen." Rücksichtslos wurde abgeknallt, besonders auch deshalb, weil die Bezoarkugeln im Magen des Steinbocks wunderbare Heilkraft haben sollten, sogar die als „Böhmelein" bezeichneten Exkremente. Heidnische Ueberlieferung mag in diesem Aberglauben nachgeklungen haben. Auf jeden Fall schämten sich selbst mittelalterliche Klöster nicht, aus diesem Volksglauben Kapital zu schlagen. Der Erzbischof Guidobold in Salzburg monopolisierte z. B. den Handel mit Steinbockarzneimitteln durch die Hofapotheke in Salzburg. So ist es nicht zu verwundern, wenn das Sinnbild der Kraft und stolzen Freiheit immer mehr aus den Bergen verschwand.

An warnenden Stimmen von Naturfreunden hat es zwar nicht gefehlt, und der Steinbockschutz durch gesetzliche Erlasse geht ziemlich weit zurück. Und doch erfolgte er zu spät. Wahrscheinlich ist den gesetzlichen Verfügungen auch viel zu wenig nachgelebt worden, weil die Gebirgsbewohner sich von jeher nicht gerne in ihr Jagdprivileg einreden ließen.

Unserer Generation nun gebührt das Verdienst, die Wiedereinbürgerung des Fahlwilds in den Schweizeralpen